

Ein Schaffhauser Dichterschicksal

Zu Beginn dieser Woche jährt sich zum 75. Mal der Todestag des aus Schaffhausen stammenden Arnold Ott, der am 30. September 1910, im Alter von knapp 70 Jahren, in Verbitterung und Vergessenheit starb. Charles Linsmayer wirft in diesem Beitrag Licht auf die schwierige Persönlichkeit Otts und dessen Schaffen.

1897 war es soweit: Die Schweiz sollte ihr Nationaltheater und Luzern eine Art Bayreuther Festspielhaus bekommen. Das Festspiel hiess «Karl der Kühne und die Eidgenossen» und stammte von *Arnold Ott*, einem Schaffhauser, der in Luzern als Arzt praktizierte. Als der Stadtrat mit ihm das Projekt besprach, klopfte ein etwas korpulenter Magistrat dem Dichter mit den Worten «Ganz Shakespeare!» anerkennend auf die Schulter, worauf Ott sich umdrehte, dem Stadtrat seinerseits auf die Schulter schlug und sagte: «Ganz Specktier!» – Womit die Luzerner Ott-Festspiele ihr abruptes Ende fanden.



Der Schaffhauser Dichter Arnold Ott (1840–1910) im Jahre 1870.

Aber nicht nur mit den Schweizer Mitbürgern, auch mit dem Herzog von Meiningen, der ihm und seiner «*Agnes Bernauer*» 1889 erstmals zu Bühnenehren verholfen hatte, überwarf sich Ott in seiner direkten, unwirschen Art. Selbst *Gottfried Keller* wusste er derart zu reizen, dass dieser ihn «Fürstenknecht» schimpfte – eine Beleidigung, mit der Ott selbst später seine Freundschaft mit *J. V. Widmann* beendete, nachdem er ihm beim Dramenschreiben geholfen und ihm Zugang zum Meininger Hoftheater vermittelt hatte. Der Feuerkopf Ott verdarb es schlicht mit allen, und nicht einmal das Volk, das ihm zwischen 1895 und 1904 in Altdorf, Diessenhofen, Schaffhausen und Zürich-Wiedikon nach monumentalen Festspielaufführungen zugejubelt hatte, hielt ihm die Treue. Verbittert und vergessen starb Ott am 30. September 1910 mit knapp 70 Jahren in Luzern.

Ein genialer Dramatiker, der seinem Nachruhm selbst im Wege stand? Wohl kaum. Zwar glaubten Zeitgenossen wie *Heinrich Federer* an ein postumes Ott-Comeback, aber schon der Biograph *Eduard Haug* musste 1923 eingestehen, dass Otts Poesie «nicht die Poesie von heute» sei. Eine Einsicht, an der auch die Ott-Gesamtausgabe von 1944/49 wenig änderte. Den Wechsel auf die Zukunft hat Ott sich auf den Plüsch-

sofas des Meiniger Hoftheaters und im patriotischen Taumel von schweizerischen Festplätzen verschert. Gerade weil er den Geschmack seiner Zeit treffen wollte, waren seine Stücke schon bei ihrer Niederschrift stofflich und formal überlebt. Dramen wie «*Die Frangipani*», «*Rosamunde*» oder «*Grabesstreiter*» lesen sich bestenfalls noch als historische Reminiszenzen – und auch dann nur mit Überwindung!

Ein einziges Stück wäre heute wohl noch mit Erfolg aufführbar: «*Untergang*», von 1898, die naturalistische Verarbeitung von Otts Erlebnissen als Neuhauser Fabrikarzt. Das packende, an *Hauptmanns* «*Weber*» erinnernde soziale Drama, das wie jenes im Deutschen Reich verboten war und seiner «Tendenz» wegen auch in der Schweiz keine Chance hatte, endet mit dem freiwilligen Gastod einer Handwerkerfamilie, die am Manchesterstertum des Hochkapitalismus verzweifelt ist. «Gestorben am Dunst des untergehenden Jahrhundert», sagt der Arzt, ehe der Vorhang fällt. Eine Diagnose, die auch auf Arnold Ott selbst, diesen hochgemuten, in seinem besten Willen gescheiterten Schweizer Dramatiker, nicht schlecht zutreffen würde..

Charles Linsmayer